N12<527804679 021
LS
ubTÜBINGEN

warnt an den angeschwollenen Bach gekommen und hatte in dessen trüben Fluthen sein Grab gefunden. Gegen 10 Uhr Abends war das Wasser bereits wieder so tief gefallen, daß man bei Fackelschein den Leichnam fand. Ein Büschel Gras in der festgeschlossenen Hand schien darauf hinzudeuten, daß Hislop einmal das Ufer erfaßt, aber nicht die Kraft gehabt hatte, sich an demselben hinaufzuarbeiten.

Tief war in weiten Kreisen die Theilnahme um den Vielgeliebten und die Theilnahme mit seiner Wittwe und seinen Kindern. Nur auf 46 Jahre hatte er sein Leben gebracht, aber in diese verhältnißmäßig kurze Spanne drängt sich eine eines viel längeren Zeitraums würdige Aussaat für die Ewigkeit zusammen. „Er war durch seine vortrefflichen Eigenschaften und seinen sittlichen, intellektuellen und religiösen Standpunkt eine verkörperte hohe Schule für ganz Nagpur, und sein Tod wird nicht nur als ein Privat-, sondern als ein öffentlicher Verlust empfunden," rühmte ihm Temple nach. Was ist jedoch das Zeugniß eines sündigen Mitmenschen gegen dem seligen Ruf, einzugehen zur Ruhe und Freude seines Herrn, den er, wie wir sicher hoffen dürfen, in seinem einsamen, nächtlichen Todeskampfe vernahm!

Miss. Hebich in Kannanur.

1. Vorbereitende Arbeit.

Ehe wir von der Missionsarbeit in Kannanur reden, muß erst Einiges über die Verhältnisse dieser Militärstation vorausgeschickt werden.

Kannanur (Stadt des Kannen oder Krischna) war zur Zeit der portugiesischen Endeckungen der Haupthandelsplatz von Nordmalabar geworden. Hatte sich der Pfefferhandel in Kalikut concentrirt, so galt Kannanur für den Sitz der Ingwer- und Kardamom-Ausfuhr, wie auch für einen der Häfen, durch welche für das große Reich der Rayer auf dem Hochlande des Dekkan die nöthigen Pferde von den persischen und arabischen Küsten eingeführt wurden. Der König von Kannanur, dessen die Portugiesen erwähnen, gehörte zu der Kolattiri-Familie, welche mit der in Südmalabar regierenden

Dynastie Trawankors verwandt ist. Eifersüchtig auf den Glanz des Kalikut-Radscha, gestattete er den Portugiesen mit Freuden eine Niederlassung in seinem Reich; wie dieselben im Süden von Kalikut Kotschi zum Sitz ihrer indischen Herrschaft machen durften, so im Norden Kannanur wenigstens zu einer Faktorei. Der erste Vicekönig F. Almeida baute dort 1505 auf dem felsigen Vorsprung, welcher die kleine Bucht von Norden her schützt, ein Fort, (die Frankenfeste, parangikotta) welches unter wechselnden Schicksalen bis 1663 den Portugiesen verblieb, dann aber, nach dem Falle ihrer übrigen Burgen in Malabar, von den Niederländern erobert wurde. Ph. Baldäus hat daselbst (Februar 1663) die erste holländische Predigt gethan, den Sieg des Protestantismus und die Vertreibung der Portugiesen aus Malabar zu feiern.

Oestlich und südlich vom Fort erstreckt sich am sandigen Ufer hin die enggebaute Handelsstadt mit schmutzigen Gassen und soliden Häusern, die am Südende in die elenden Hütten des Fischerdorfs Tai übergeht. Ihre Hauptbevölkerung besteht aus den Muhammedanern der Küste, den sogenannten Mapillas, deren oberster Kaufherr, das Haupt der Mamali- oder Arakal-Familie, seit drei Jahrhunderten sich zu fürstlichem Rang und Reichthum erhoben hat, wie er denn oft den Kolattiri, mit dem er in losem Lehensverbande stand, nicht ohne Glück bekriegte und am Ende auf gleichem Fuß mit ihm verhandelte. Diese Familie, in ihrem alten ummauerten Palaste, dem Mittelpunkt aller muhammedanischen Bestrebungen und Intriguen, half mächtig zur Eroberung Malabars durch Haider Ali im Jahr 1766, und verschwägerte sich sogar mit seinem Sohne Tipu, unter welchem der Islam durch schauerliche Gewaltthaten im ganzen Lande herrschend wurde.

Das nahe Talatscheri aber, seit 1687 vom Kolattiri den Engländern als Factorei eingeräumt, wurde nun der Zufluchtsort der Hindus. Mit ihrer Hilfe bestand es eine jahrelange Belagerung der muhammedanischen Heere; von hier aus wurde auch 1782 die Festung Kannanur erobert und nach kurzer Abtretung an Tipu zuletzt endgiltig von den Briten besetzt, 1791. Nachdem durch den Frieden von Sirangapatnam 1792 ganz Malabar britische Provinz geworden, blieb die Civilverwaltung in Talatscheri; Kannanur aber mit der einzigen Festung des Landes wurde nun zur Militärstation des Westens erhoben.

Sofort mußte vor der Festung ein gewaltiger Exercirplatz hergestellt werden, an dessen einem Ende die große massive Kaserne des europäischen Regiments über die felsige Meeresküste ragt, während nach Norden und Osten eine neue Stadt heranwuchs, das Kantonment genannt; mit den langen Baracken (lines) für zwei Sipahi-Regimenter und eine Abtheilung Artillerie, einem weitern Exercierplatz und den Gehöften der Offizierswohnungen, durchzogen von breiten Straßen, an die auch Bazare für die ganze wandernde Bevölkerung von Dienern und Unterbeamten, Tempel und Moschee für die Fremden, eine englische und eine katholische Kirche für die christlichen Elemente, nebst Theater, Freimaurerloge 2c. sich anschlossen.

Es ist ein bewegtes, höchst ungleiches Leben in diesem weiten Raume, welchem daher die höhern Elemente der einheimischen, malajalischen Bevölkerung, Brahmanen und Nayer instinctartig ausweichen. Ihr Sammelpunkt ist eine Stunde nördlich vom Kantonment zu suchen, in dem abgelegenen Tschirakal (Teichfels), wo die herabgekommene Dynastie des Kolattiri um einen großen künstlichen Teich her ihre dürftigen Paläste und Tempel errichtet hat, die sie mit Mühe im Stand erhält. Der Regierungssorgen ist sie glücklich enthoben, aber Finanzverlegenheiten und Familienzwiste, nie endende Processe mit früheren Vasallen und Unterthanen, nebst der Sorge für die zerfallenden Tempel und für die standesgemäße Fütterung der vielen ab- und zugehenden Brahmanen, lassen sie zu keinem behaglichen Dasein gelangen.

Die Malajala-Bevölkerung des Kantonments besteht hauptsächlich aus gewandten Tijern, d. h. Palmbauern, die sich hier und in Talatscheri aus sehr gedrückten Verhältnissen zu bedeutendem Wohlstand heraufgearbeitet haben. Freilich zum Theil durch sehr schlechte Mittel; denn nicht nur sind sie durch Anschluß an die Europäer deren Diener, Günstlinge und Beamte geworden, sondern sie haben auch den Arrackpacht übernommen und liefern den Offizieren und andern Fremden die meisten Konkubinen, leben also theilweise von den Lastern der Namenchristen. Neben ihnen machen sich nur die muhammedanischen Händler zu Wasser und zu Land, die stolzen, betriebsamen Mapillas bemerklich, von denen selten einer in den Dienst der Christen tritt, und dann nur in der halbmilitärischen Stellung eines Piuns, oder Polizei- und Amtsdieners. Als Palankin-

träger dienen überall die Fischer (mukkuwer) von Tai, am liebsten während der viermonatlichen Regenzeit, während welcher das Meer ihren Booten verschlossen ist.

Neben diesen ansäßigen Bewohnern nun treiben sich die Angehörigen der Sipahiregimenter und der ganze Schwanz von „Lagerfolgern" (campfollowers) um, der sich an ein europäisches Regiment heftet. Jeder Sipahi hat nämlich seine Familie und Verwandte bei sich, so zählt denn ein solches patalam (Regiment, Bataillon) neben 800 Männern wohl 4000 Seelen, meist Tamiler oder Telugus, mit einer mäßigen Zugabe von Patanis (Afghanen) und andern Muselimanen aus dem Karnatik und Dekkan, wie auch von etlichen Brahmanen und Radschputs aus Nordindien. Die Trommler und Musikanten sind größtentheils eingeborne Christen und Mischlinge (Indobriten). Drei Jahre nur bringen diese Fremden in Malabar zu, dann marschiren sie weiter, um sich auf einer andern Militärstation wieder ebenso lang aufzuhalten. Die Landessprache lernen sie nirgends; als lingua franca dient ihnen das Hindustani, die „Lagerzunge". Im Durchschnitt ist in jeder kühlen Jahreszeit ein Drittheil der ganzen indischen Armee auf dem Marsche begriffen, damit Offiziere und Soldaten durch allzulange Ruhe nicht verwöhnt werden.

Ein wirklich christliches Element in diesem Völkergemisch zu finden, wäre im ersten Viertel unseres Jahrhunderts eine schwere Aufgabe gewesen. Doch mag im Verborgenen eine und die andere fromme Seele hier gelebt und geliebt haben. So wohnte in Kannanur viele Jahre lang eine indobritischer Protestant, Kirby, ein Zeichner im Dienst der Genieoffiziere, ein wirklich frommer Jünger, der durch sein stilles Leben sogar die Aufmerksamkeit eines pensionirten heidnischen Subahdars auf sich zog. Dieser Mann, früher Hauptmann eines Freikorps und unter seiner Kaste, den Tijern, berühmt durch allerhand gewagte Streiche in den alten Kriegszeiten, Madai Kurumber, fragte den Christen nach seiner Religion, lernte sie schätzen und lieben, und gieng soweit, daß er sich vom Kaplan der Station taufen ließ, ohne jedoch mit seiner Kaste zu brechen. Er baute sich ein oberes Zimmer, wo er geschieden von seiner Familie die Sonntage in Andacht zubrachte, manchmal auch mit seinem christlichen Freunde sich zum Gebet vereinigte. Zweifelhaft bleibt, ob er je das heilige Abendmahl genoß, da ihm vielleicht die eng-

lische Kirche nur für „Hutträger" offen schien, wie man dort die Europäer und Mischlinge zu nennen pflegt. Seine Gattin jedenfalls blieb eine Heidin; er hatte sie aus dem Hause eines Halbbrahmanen geraubt, und sich lange an den alten Gedichten ergötzt, die sie ihm vorsang. Auch nachdem er gestorben und mit militärischen Ehren begraben war, hörte man sie noch oft die vielen Göttergeschichten singen, mit denen ihr Geist verwachsen war, bis auch sie den Weg alles Fleisches gieng.

Am Anfang der dreißiger Jahre begab es sich, daß das unter den Madras-Offizieren erwachte neue Leben auch in Kannanur bemerklich wurde. Die Newlights in der Armee, die man zehn Jahre zuvor noch an den Fingern zählen konnte, waren nun zahlreich und rührig geworden; sie vereinigten sich zum Bibellesen und Gebet, nahmen sich der 16—18jährigen Kadetten an, die von England hinauskamen, und suchten wo möglich christliche Dienstboten zu bekommen, um auch unter das übrige Gesinde einen Sauerteig zu werfen. Allerlei Tamilchristen fanden sich allmählich in Kannanur zusammen, denen die glaubigen Offiziere im Verein mit dem Kaplan einen Gottesdienst und eine Schule einrichteten, sodann aber eine kleine Kapelle erbauten, in welcher auch die englischen Soldaten, wenn sie es wünschten, religiöse Versammlungen halten könnten. Allein der beständige Wechsel, sowohl bei den Leitern als bei den Gliedern dieser Gemeinschaft, ließ kein gedeihliches Leben aufkommen. Wesleyaner und Kirchliche, Independenten und Lutheraner, auch Baptisten, Plymouthbrüder und Socinianer stritten sich um Lehre und Cultus; und an Heuchlern und Schurken, die heute katholisch, morgen — irgend einem Offizier zu lieb — sich als eifrige Protestanten geberdeten, fehlte es auch nicht; der und jener warf sich zum Katechisten auf, lehrte, ohne je selbst gelernt zu haben, und verdammte ungescheut die, welche sich neben ihm aufthun wollten.

Als nun im Jahre 1839 die Station Talatscheri von den Baslern besetzt wurde, mußte auch Kannanur von dort aus versehen werden. Aus Mangel an zuverlässigen eingebornen Gehilfen konnte jedoch nichts Gründliches geschafft werden, obwohl bei den monatlichen Besuchen sich manche Taufkandidaten meldeten, und in den Missionsstunden allerlei Volk zusammenkam, das Wort zu vernehmen. Der tüchtige Kaplan Lugard war sehr bereit, seinen An-

theil an der Gemeindeleitung in irgend welche kompetente Hand abzugeben und vor seinem Abgang von der Station zu einer festen Grundlegung die Hand zu bieten. Daher wurde denn Hebich gebeten, einmal besuchsweise auf etliche Monate herabzukommen und die verwirrten Verhältnisse zu ordnen.

Ihm schien es nicht gerade lockend, sich an diese Aufgabe zu machen, da er „den liederlichen Charakter der meisten herumreisenden Tamilchristen aus Erfahrung kannte. Die seßhaften Leute," schreibt er, „sind doch überall viel reeller, wie wir sie z. B. in unserer Mangalur-Gemeinde haben, als die in allen Landen, oft im Gefolge gottloser Herren, umherziehen und zu ihrer eigenen Schlechtigkeit noch fremde Laster lernen. Im Vertrauen auf meinen treuen HErrn unternahm ich aber die Reise, mitten im Regen." Sie dauerte vom 27. Juni bis 13. September 1840.

„Nach sechs Tagen kam ich bei dem lieben Kaplan in Kannanur an und wurde sehr brüderlich aufgenommen. Als ich eben mit ihm sprach, trat ein Major L. herein, der auch mir vorgestellt wurde; dem begann ich bald nach meiner Weise ans Herz zu kommen. Der liebe Mann hat ein todtes Christenthum; meine Frage: ob er Vergebung der Sünden und den heiligen Geist habe? brachte eine lebhafte dreistündige Unterredung hervor. Nicht nur setzte er dann selbst sogleich meine neue Lehre bei allen seinen Freunden in Umlauf, sondern auch der liebe Lugard, erstaunt über die Unwissenheit eines solchen Mannes, fühlte sich gedrungen, auf der Kanzel und privatim diesen überaus wichtigen Punkt zu behandeln. So machte diese einzige Unterredung einen gewaltigen Lärm in Kannanur.

„Wie ich nun zu dem lieben G. nach Talatscheri kam, fand ich sie gerade alle mit etlichen christlichen Freunden vereinigt auf den Knieen. Dann besprachen wir uns; ich besuchte die englischen Freunde und predigte ihnen. Darauf eilte ich nach Kannanur zurück, um dort am ersten Montag des Monats die übliche Missionsstunde zu halten. Der liebe Kaplan gab mir Wohnung nud Essen; so lebten wir denn wie Brüder zusammen.

„Ich hatte (7. Juli) Arznei genommen, da ich mich angegriffen fühlte; aber siehe, da kam ein großer Theil des Gemeinleins zu mir und peinigte mich mit ihren Händeln; so muß ich gegen meinen Willen in aller Schwachheit das Werk anfangen, ohne erst die Besuche bei den englischen Freunden abgemacht zu haben. Wie sie so

auf mich einstürmten, erkannte ich den Willen des HErrn und warf mich in ihre Bedürfnisse hinein. Zwar ließ mich dann ein Hauptmann M. abrufen, den ich Tags zuvor mit einem Worte gestochen hatte, ich gieng aber nur, um ihm freundlich die Hand zu reichen und dann meine Arbeit fortzusetzen. Da er jedoch mit einem bösen Geiste kam, Lugard und mich zugleich angriff ꝛc., half ich ihm brüderlich aus, indem ich ihm bezeugte, daß er jetzt nicht im Geiste Christi stehe; und als dieß noch nicht genug sein wollte, sagte ich ihm im Vertrauen, daß er ein Pharisäer sei, was den Nagel auf den Kopf traf, von seiner Seite aber nicht angenommen wurde. So kehrte ich mit betrübtem und schwerem Herzen zur Gemeine zurück, für jetzt blos bemüht, sie mit allem ihrem Elend kennen zu lernen und wo möglich eine tägliche Versammlung (bei Lugard) zu bewerkstelligen. Natürlich hielt dies schwer, da es lauter dienende Leute sind. Mir aber wurde täglich klarer, daß nur mit einer ununterbrochenen, auf den Grund gehenden Arbeit diesem armen Gemeinlein wesentlich geholfen werden könne; ließ mich also durch keine Rücksicht mehr stören und versäumte die nöthigen Besuche bei den christlichen Engländern, daher M's Parteigeist weiter wirkte, was Lugard und mir manches Herzeleid machte.

„Die Schwierigkeiten mit Zeit und Oertlichkeit wurden überwunden; in einem eigenen Häuschen, das mir der liebe Lugard gab, hatte ich nun die Gemeine jeden Tag von 10½ bis 3 Uhr beisammen, allein zur Lehre und Erbauung. (An den Abenden suchte ich dann die Händel der Eingebornen zu schlichten). Katechisirend bemühte ich mich nun mit Wort, Händen und Füßen und allerlei Zeichen und Marken vierzehn Tage hindurch das Geheimniß von Gottes heiliger Versöhnung durch das köstliche Blut Jesu Christi in das Herz und den Verstand zu legen, und repetirte so oft, bis die Meisten es wiedergeben konnten.*) Alles natürlich mittelst Dolmetscher.

---

*) Die Menschwerdung Christi hat Hebich damals mit Hilfe eines Pais und einer Rupie verdeutlicht. Die Silbermünze mit der Kupfermünze bedeckt herumzeigend, konnte er fragen: was ist das? — natürlich Kupfer von wenig Werth, das bedeutet den Menschen; dann aber schob er das Kupfer weg und zeigte, was dahinter sei: Silber, göttliche Natur. Weiter giengs an die Rechtfertigung durch Bedecken des Sünders mit der Gerechtigkeit Christi. Da sah man nichts als Silber, köstliche, göttliche Art; aber dahinter war und blieb das alte Kupfer, der

„Es wurden mir acht Taufkandidaten angesagt, wozu sich immer mehre hinzu meldeten. Als ich die vierzehn Tage vollendet hatte, bekam ich Luft und kündigte den Versammelten an, daß, wer herzlich Buße thue, in acht Tagen zum heiligen Abendmahl zugelassen werde; von da an sollen die Abendmahlsgenossen allein Glieder der Gemeinde sein. Auch werde ich diejenigen taufen, die hinfort des Teufels Dienst verlassen und dem HErrn dienen wollten. In diesen acht Tagen hatte ich die Besseren auch Abends bei mir von 7 Uhr bis gegen Mitternacht und drüber hinaus.

„Am 26. Juli gelang es mir dann durch des HErrn besondere Holdseligkeit, Morgens ein Paar (das bisher in wilder Ehe lebte) zu kopuliren, 8 Erwachsene und 3 Kinder zu taufen, und Abends an 33 Seelen das heilige Nachtmahl auszutheilen, in welcher Stunde der HErr uns besonders fühlbar nahe war. 13, die nicht Buße thaten, wurden von der Gemeinde ausgeschlossen, zu der sich aber schon wieder 5 neue Taufkandidaten einfanden. Jene 33 Seelen sind theils Pfeifer und Trommler vom 36. N. J. Regiment, der Höchstgestellte ihr Band-Sergeant; theils Polizeidiener, Knechte und Mägde der Offiziere ꝛc.*)

„Mittlerweile gieng es mit jenem Geschwätz von Freund M. durch ein Gericht; er that Buße und in der letzten Versammlung mit den Engländern, da er auch wieder zugegen war, wirkte der HErr mächtig.“ —

Es kam indessen auf der, von Talatscheri und Kannanur fast gleich weit entfernten Pflanzung Andscharakandi zu einer bedeutenden Krisis, indem der dortige Katechist Michael (Miss. Mag. 1869, S. 110) es unter der herrschenden Lustseuche nimmer länger aushalten zu können erklärte, worauf er unter einer Last von Beschuldigungen, die schriftlich und mündlich vorgebracht wurden, am 9. August in Gunderts Beisein entlassen wurde. Es entstand nun die schwierige Frage, wer statt seiner auf den einsamen Posten hinaus-

---

immer noch sündige und werthlose Mensch. Er ruhte nicht, bis auch die oft so stumpfen, in Gesetz und Selbstgerechtigkeit ersoffenen alten Tamilweiblein von ihrem Thun weg in Gottes Rath und That blicken lernten.

*) Die Geburtsorte dieser 40 Tamilleute waren folgende: Kannanur, Kalikut, Kochin, Quilon, Palamkottah, Madura, Trichinopoly, Trankebar, Ponditscheri, Selam, Welur, Arkat, Tschittur, Madras, Masulipatam, Maisur, Bellary, Dschalna, Ceylon.

zustellen wäre. Da Hebich wünschte die Pflanzung zu besuchen, er auch am ehesten einen Katechisten für sie beschaffen konnte, wurde beschlossen, daß er noch am gleichen Abend hinaus reite. Er suchte nun bei den Herren, wie bei den Arbeitern, die am Feierabend sich in der Kapelle versammeln durften, einen Eingang zu gewinnen.

„Am Morgen bekam ich Audienz bei Herrn John: 'nun wie haben Sie die Gemeine gefunden?' — Wie wilde Thiere, antwortete ich und redete dann frisch von der Leber — über den heiligen Beruf, der an die Gemeine ergienge, von dem Ernste der großen Verantwortlichkeit, die auf den Herren ruhe 2c., sagte auch, wie wir alles uns Mögliche thun werden, ja selbst das nicht für zu viel halten würden, daß Einer von uns selbst unter seinen Leuten wohne! — 'Ach nein, dies könnten wir nicht bestreiten.' — Macht nichts! wo wir sind, da leben wir auch; uns ists blos ums Reich des HErrn zu thun. Irgendwie muß mit wirklicher Gründung der Gemeine ein Anfang gemacht werden. — 'Ja, ich wünsche sehr, daß sie insgesammt getauft würden.' Setzte auseinander, warum dies nicht möglich sei; indem die Getauften ein neues Leben führen, hinfort auch in wirklicher Ehe leben müssen 2c.; würde aber eine passende Auswahl getroffen, so reize das die Andern zur Nacheiferung. Dem stimmte er zu. Nun gieng ich an ihn selbst, und der HErr gab mir viele Gnade. Die anderen Herren kamen herzu, er holte auch noch die Bibel vom Komptoir herauf, so fieng ich an das Wort auszulegen 2c. Es machte im Ganzen, wie mir schien, einen guten Eindruck, besonders auf John, so daß mir der Ausgang während der heißen Heimkehr reichen Stoff zum Denken und Danken gab."

Es sollte übrigens noch durch allerlei Anstände hindurchgehen. Kaum war nämlich der Katechist mit seiner Familie nach Talatscheri abgezogen, als zwei Sklaven aus Anhänglichkeit an ihn, sowie aus Furcht für die eigene Person, die sie in der letzten Verwicklung muthig bloßgestellt hatten, ihm nachliefen. Sofort überfiel eine Bande von Hindus und Muhammedanern der Pflanzung die wenigen Christenhäuser in Talatscheri; sie brachen in dieselben ein, scheuchten die Frauen fort und fiengen Haussuchung an. Es gelang Gundert die Ruhe wieder herzustellen; die beiden Flüchtlinge, denen man Schuld gegeben hatte, mit gestohlenem Gut sich davongemacht zu haben, wurden bewogen, unter obrigkeitlichem Schutz nach Andscharakandi zurückzukehren. Die Herren erkannten, daß die Missio-

nare nicht beabsichtigten, die Sklaven zur Selbstbefreiung zu ermuntern, und der drohende Bruch wurde vermieden.

Wenn jetzt nur ein tüchtiger Mann für den schweren Posten zu finden gewesen wäre! Man wählte den ältesten der in Kannanur sich umtreibenden Leser, einen früher katholischen Fischer, Paul, der durch Unterrichten der Dienerschaft christlicher Herren sein gutes Auskommen gefunden hatte, ob er gleich selbst wenig wußte. Hebich führte ihn in Andscharakandi ein, wo dann die Schule (eine Stunde täglich!) wieder eröffnet wurde. Bei dieser Gelegenheit, wie auch in den abendlichen Katechesen mit den Erwachsenen, stellten sich auch gebildete Leute vom Hausgesinde der Pflanzer ein, um ihre Beobachtungen zu machen. „Sie bekamen da genug zu hören, stimmten am Ende auch nach manchem Widersprechen mir bei. 'Wenn alles aber so ist,' fragte der Hauptschreiber, mich versuchend, 'wie muß dann unser Herr leben? Kann er auch so, wie er jetzt ist, in den Himmel kommen?' — Darauf nahm ich ihn freundlich beim Arme, und führte ihn vor die Thüre hinaus, indem ich ihm sagte: 'So nun geht lieber! Du mußt für dich Gott antworten und nicht für deinen Herrn. Dein Herr muß für sich selbst antworten, das geht dich nichts an.' — Beschämt schlich er sich wieder herein, und alle Knechte lachten ihn aus. Diese Geschichte erzählte ich nachher am Tische den Herren mit der Bemerkung, welch einen verschmitzten Diener sie hätten und wie sie auf ihrer Hut sein müßten! — Ja, sagte der Jüngste, das war eine schlechte Frage.

„Wie ist doch hier alles so schön und vortheilhaft eingerichtet! mußte ich mir wieder und wieder sagen, wenn nur Gottes Wort auch Eingang fände. Das Haus selbst ist zweistöckig (ja, zum erstenmal in diesem Lande habe ich im dritten Stock auf einem Thürmchen gewohnt); es steht mit den Magazinen unten am Fluß, auf welchem alle Waaren nach Talatscheri geschafft werden. Daneben wird Seide fabricirt, Pfeffer sortirt, Zimmt bereitet, auch etwas Kaffee. Oben auf dem mit Zimmt bepflanzten Hügel steht das Dorf der Sklaven, die freilich noch auf der niedrigsten Stufe stehen, weil hier das Kastenwesen in einer Weise herrscht, wie ich es noch nie gesehen habe. Die Ausdünstung einer solchen Gemeine liegt dem Prediger auf der Brust wie Stein. Die Aufseher über die Sklaven sind meistens Mapillas (Muhammedaner), die wie auch

die Schreiber und das Hausgesinde besondere Dörfchen bewohnen, in welche den Sklaven der Zutritt nicht gestattet ist.

„Mit den Herren selbst durfte ich beten und das Wort verkündigen, ohne welches hier nichts neu werden kann. John drückte mir nach dem Schluß die Hand und dankte sehr freundlich. Ich schenkte ihnen englische Bücher und bat sie, doch sonntäglich unter sich Gottesdienst zu halten; mit wirklich dankbarem Herzen konnte ich von ihnen Abschied nehmen."

War auch mit dem neueingesetzten Katechisten kein wirklich segensreiches Element in die Gemeinde versetzt, so blieb es doch immerhin ein anerkennenswerther Fortschritt, daß nun die Taufe Einzelner gestattet war. Am 23. August taufte Gundert sechs Erwachsene, und die Arbeit Gottes an einzelnen Seelen blieb nicht unfruchtbar, wenn auch bei dem großen Haufen in langen Jahren nichts wesentlich besser wurde. Hebich aber sollte erst acht Jahre später wieder mit dieser Pflanzung zu thun bekommen. —

Nachdem er auch in Talatscheri den Engländern tüchtig gepredigt hatte, kehrte er noch einmal nach Kannanur zurück, um sein Werk daselbst zu vollenden. Er taufte noch fünf Erwachsene und theilte das Abendmahl zum Schluß an 41 Seelen aus. Den Weiblein schärfte er streng ein, doch ja lesen zu lernen; es wurde auch sogleich damit ein Anfang gemacht, aber wie bald wird er ins Stocken gerathen sein! Er fand die Leute zum Theil noch so schmutzig, daß er den meisten Weibern ein Kleid schenkte, um anständig den Gottesdienst besuchen zu können; ein englischer Freund gab die dazu nöthige Summe. Ein anderer schenkte ihm für den Gebrauch der Mission die oben (S. 18) erwähnte Kapelle, nicht gar weit von der großen Kaserne am Anfang des Kantonments gelegen, und der Kaplan fügte dazu die Gabe eines kleinen Schulhauses. Zwei Tinneweli-Katechisten sollten nun unter Gunderts Leitung Kirche und Schule weiter versehen, nur waren leider beide gar schwache Kräfte, die daher im Laufe der Jahre sich andern Beschäftigungen zuwenden mußten.

Mit den Tamilern und Engländern in Kannanur war Hebich in manchfache Berührung gekommen; eigentliche Malayalen aber waren ihm nicht näher getreten, mit Einer bemerkenswerthen Ausnahme. Der zweite Radscha vom nahen Tschirakal, ein unpraktischer Gelehrter, der immer nach neuem Erkenntnißstoff begehrte, freute

sich der Gelegenheit, sein gelegentlich erlerntes Kanaresisch, ehe es verroste, wieder einmal zu üben, und besuchte häufig den „Bartherrn", der ihm auch ziemlich viel Zeit widmete. Als aber Hebich in der letzten Unterredung eben meinte, einen tiefern Eindruck gemacht zu haben, schüttete ihm der gute Mann sein ganzes Herz aus mit den Worten: „offen gestanden, ich glaube rein nichts von einer unsichtbaren Welt" (obgleich er oft Geister sah, die ihn heftig erschreckten); „Buddha hat wohl das Rechte getroffen: Himmel und Erde sind von selbst geworden, es ist alles doch nur Schein." Hebich zeigte ihm seine Uhr mit den Worten: „Die ist auch von selbst geworden;" er hielt jedoch den gutmüthigen Mann für „einen nach Besserem Suchenden", und freute sich, „ihm die süße Wurzel Jesse nachzuweisen". Dieser Radscha blieb lange Jahre hindurch ein Freund der Missionare; sechzehn Jahre später, da er zum ersten Radscha vorgerückt war, wohnte er in der Kannanur-Kapelle der Ordination eines von ihm sehr geschätzten Radschasohnes bei, bald darauf aber starben beide an den Pocken: der eine im seligen Kinderglauben, der andere mit Ergebung in das unvermeidliche Schicksal.

2. Gründung der Station.

Hebich war nach Mangalur zurückgekehrt und hatte sich dort (wie Miss. Mag. 1869, S. 137 erzählt) zu einer dringenden äußerlichen Arbeit brauchen lassen; im Ganzen aber fühlte er doch, daß sein Herz jetzt nach dem Süden stand. Ebenso schien es den Leitern in Basel zweckmäßig, die in Kannanur begonnene Aktion nun nicht mit halber Kraft fortsetzen zu lassen, wenn auch der einsame Missionar in Talatscheri soeben (September 1840) zwei junge Mitarbeiter erhalten hatte. Der Inspektor schrieb damals an Barth: „Hebich wird auf Gunderts Verlangen nach Kannanur gesandt und soll nun der Gemeinde dort ferner vorstehen, aber jährlich mehrere Monate in Mangalur zubringen. Er ist ein tüchtiger Mann trotz alles barocken Wesens."

Am 22. December erhielt er die neue Weisung, über die er sich also äußerte: „Sie beordern mich nach Kannanur, um daselbst in der Freimüthigkeit des Geistes das Werk des HErrn zu treiben. Möge Er zu diesem Ihrem Beschlusse auch das Amen sagen. Ich

glaube, daß Sie für meine Person nichts Besseres hätten wählen können; Sie nehmen mir mit dieser Alleinstellung eine ungemeine Last hinweg und ich empfehle die Sache dem HErrn, der bisher, ungeachtet unsrer großen Mängel und vielen Sünden, uns über Bitten und Denken aus ungeheuren Verlegenheiten und Nöthen als ein Vater und Heiland geholfen hat. Ich beeile mich, Ihrem Befehl so schnell wie möglich nachzukommen." Am 12. Januar 1841 verließ er Mangalur; aus dem mehrmonatlichen Aufenthalt daselbst, der ihm noch empfohlen war, wurde aber nichts: er gehörte hinfort Malabar an.

„Der Teufel hat mich diese sechs Jahre her noch keinen Schritt unbestritten nehmen lassen; so bin ich auch hier wiederum in einen Kampf gerathen. Doch darf ich, wenn gleich noch etwas schüchtern, mein Haupt erheben." Mit diesen Worten beginnt er seinen ersten Bericht. Der Kampf entstand wegen der geschenkten Kapelle, welche der neue Kaplan, schon weil sie der Europäerkaserne so nahe war, gern als Schulhaus für die Soldatenkinder benützt hätte. Hebich logirte zunächst bei ihm und suchte ihm zu zeigen, daß von seiner Seite nichts zu fürchten sei, womit er auch soweit durchdrang, daß der Kaplan sich entschloß, ein Schulhaus noch näher bei der Kaserne zu bauen und das bisher aus Vergünstigung benützte Lokal zu räumen.

Wie nun aber Hebich sich nach einer Miethwohnung umsah, die für seine Zwecke passen könnte, fand sich durchaus keine, die um erträglichen Preis zu haben wäre. Alle Häuser des Kantonments waren von Offizieren besetzt. Das Bauen hatte man ihm von Basel aus streng untersagt; es herrschte dort die Ansicht, man habe in der Mission sich vielleicht schon zu viel damit abgegeben, und Hebich namentlich schien eine gar zu erbauliche Tendenz an den Tag gelegt zu haben. Er dagegen fand es von unberechenbarem Vortheil, neben der Kapelle zu wohnen, und da ihm der Platz einmal übergeben war, riethen ihm auch die Freunde, lieber gleich einen Anbau zu unternehmen. Der Kaplan selbst machte dazu den einfachen Plan. Der Ingenieuroffizier begünstigte die Erweiterung des zur Kapelle gehörigen Raums, so daß sich ein erträgliches Gehöfte herstellen ließ; der fromme, in solchen Aufgaben gewandte Kirby (S. 17) half zur Beschaffung der Materialien; so wurde denn ein Mäuerlein um den gewonnenen Raum gezogen und ein

sehr einfaches Missionshaus an die Kapelle angebaut. Mit zwei Jahren Miethgeld (à 30 Rupies des Monats) hoffte Hebich diese Ausgabe bestreiten und damit vor der Kommittee sich rechtfertigen zu können. Sich selbst hatte er in der Sakristei der Kapelle einquartiert und betrieb sofort den Bau sammt Brunnengraben 2c. aus allen Kräften.

Nun wurde aber diese Ansiedlung von gewissen Seiten her sehr ungern gesehen. Eines Abends, gerade vor der Missionsstunde, kamen Briefe, die ihm riethen, mit dem Bauen inne zu halten, bis die Frage über seinen Anspruch auf den Platz gerichtlich entschieden sei. Doch die befreundeten Offiziere, die er sogleich besuchte, waren für rasches Wagen; er machte weiter „in kümmerlichen Zeiten" (Neh. 4), schrieb Briefe, was Zeugs halten wollte, und bekam denn auch befriedigende Zuschriften von allen Freunden, die sich am frühern Bau der Kapelle betheiligt hatten. „So viel über diesen meinen Kampf, der dem HErrn bekannt ist. Mein Häuslein ist überaus anmuthig ausgefallen, so daß mein Angstschweiß reichlich ersetzt ist; vor mir die Veranda und ein Gärtchen, dann ein Stück der herrlichen See; zwei Zimmer und noch zwei Verandakammern auf zwei Seiten. Möge der HErr es segnen und in Gnaden bewahren! Sein ists und Sein soll es auch bleiben!"

Bald handelte es sich um eine viel schwierigere Frage. Da waren so viele Portugiesen, Indobriten und andere Namenchristen, „die Hülfe bedürfen und deren Einfluß auf das Volk nicht gering ist." Nach dem Wortlaut seines Auftrags hielt Hebich sich für ermächtigt, ja für schuldig, „aus dieser so sehr vernachläßigten Bevölkerung zu retten, was sich retten lassen will. Unter den Portugiesen namentlich schien der HErr eine Thüre aufzuthun."

Von der andern Seite her wurde behauptet, für die Erbauung der Indobriten haben doch nur die Behörden derjenigen Kirche zu sorgen, zu deren Gemeinschaft sie gehören, und gegen die Eröffnung eines englischen Wochengottesdienstes müsse Protest eingelegt werden, weil die Zuhörer durch Mittheilung einer, in mehreren Punkten wesentlich verschiedenen Lehre doch nur verwirrt würden. Auch der Gedanke wurde laut, daß schon Hebichs Englisch so mangelhaft sei, daß sich wenig Nutzen von seiner Predigt erwarten lasse.

Die schwierige Seite nach dem Recht in dieser Frage kann hier

nicht erörtert werden. Natürlich kamen in Besprechungen und Korrespondenzen alle hieher gehörigen Punkte zur Verhandlung. Wie Hebich sich durchschlug, kann nach seiner bisherigen Führung kaum zweifelhaft sein. Er schreibt (14. April):

„Ich werde am Ende wohl noch einen englischen Gottesdienst einrichten. Wie X. sich anläßt, errathe ich, daß es aus ist mit unserer Gemeinschaft, und dann, glaube ich, ists wohl am besten, daß ich thue, was vor dem HErrn gelten kann, nämlich auf alle mögliche Weise Seelen zu gewinnen. Dem Kaplan komme ich eben überall zu nahe." — 18. Mai. „Ich predigte wieder einmal der englischen Gemeinde in X's Abwesenheit. Capitän B. will, daß ich zweimal in der Woche predige. Aber wie würde das rumoren!" — 1. Juni. „Nun ich dank euch für euern wohlgemeinten Rath. Da X. über meinen Gedanken, englisch zu predigen, so erschrocken war, und das Mißtrauen immer größer wurde, so strich ich die Segel, gieng zum Kaplan und sagte ihm: ich wollte, falls er mich laufen ließe und hilfreiche Hand böte, so lange den Soldaten in der Kapelle nicht predigen, bis er mehr Gnade empfange." — 17. Juni. „Ich suche alles Ernstes Freundschaft zu halten mit X., weiß aber nicht, obs hält. Er machte mir auch wegen der Indobriten Noth; aber da ich das englisch Predigen in der Kapelle dran gab, so geht dies so durch. Der Teufel ist uns Leuten gar gram, und die Schlangenklugheit ist namentlich bei mir nicht immer zu Hause, gepaart mit Taubeneinfalt. Ihr thut wohl daran, für mich zu beten." — 6. Juli. „Gestern Abend ist der liebe X. wieder mit seiner lieben Frau in der Missionsstunde in unserer Kapelle gewesen. Ich mußte diesmal sprechen, es gieng in der Kraft des Geistes her, und freut mich zu sagen, daß sich hier jetzt alles recht schön macht. Wie selig ist doch die Gemeinschaft der Heiligen!" — August. „Jetzt kommt wieder eine neue Frage auf. Nachdem ich kürzlich ein Kind der Tamilgemeine beerdigt hatte, schreibt mir der Kaplan: 'Schon bei jenem Falle war ich beunruhigt, ob ich nach dem Brauch unserer Kirche auch Eingeborne auf dem Kirchhof durch jemand anders beerdigen lassen darf als durch mich selbst. In diesem Falle (da die Verstorbene eine Indobritin war) würde ich sicherlich meine Vollmacht überschreiten, wenn ich die Handlung nicht selbst übernähme. Ich hoffe, Sie nehmen das nicht übel auf. Noch ehe Ihr Brief kam, war ich vom Todesfall in Kenntniß gesetzt und hatte Alles

angeordnet' ꝛc. Da mir nun der Kaplan so ziemlich überall im Wege steht, so bin ich wohl genöthigt, für unsere Mission einen eigenen Gottesacker zu gewinnen. Ich gehe ungern daran aus vielen Gründen. Doch muß ich sehen, was fürs Werk förderlich oder hinderlich ist. Nun kann meinetwegen die Todten begraben wer will; von den Eingebornen aber, bei denen das Aeußere gar viel ausmacht, wird leicht einer irre, wenn er sieht, daß mein Gemeindeglied von einem andern beerdigt werden muß. Gleich meinen sie dann, der Kaplan sei der Mann, der doch mit der Mission von ferne nichts zu thun hat." — „Letzten Dienstag (2. November) verlegte ich meinen englischen Abendgottesdienst aus D's Hause, wo mich der katholische Priester vertrieb, zum ersten Mal in die Kapelle."

Schon läßt sich voraussehen, daß ein Zusammengehen mit dem Vertreter der englischen Kirche dem rasch entschlossenen Missionar auf die Länge nicht möglich sein wird. Es kam dazu noch ein besonderer Grund: Hebichs apokalyptische Ansichten und Ahnungen. „Das Thier der Offenbarung thut sich doch gewaltig hervor, seine tödtliche Wunde zu heilen. Alles riecht römisch. Oxford, die Schule der kommenden Lehrer im Herzen von England, ist verpestet, Pusey hat schon schlagfertige Helden in die Heidenwelt gesandt — schrecklich! Hüten Sie sich, liebe Vorsteher, vor der englischen Church, es sieht wahrhaftig schlecht aus!" Je weniger er sich mit dem Stand der Parteien im Einzelnen bekannt machte, desto aufmerksamer lauschte er auf alles, was zu dieser hochkirchlichen Zeitströmung gehörte; daher ihn auch die Gründung des protestantischen Bisthums in Jerusalem ganz wunderlich däuchte, indem er hinter allen solchen Gedanken und Bestrebungen gar leicht satanische Plane witterte. Nichts war ihm gewisser, als daß nach der Offenbarung — die Auserwählten allein ausgenommen — noch Alles römisch werden müsse. Daher wurde es ihm immer schwerer, sich in kirchliche Formen zu finden, während er doch andrerseits dem darbyistischen Wesen und der Wiedertäuferei starke Opposition machte: „Denn dieser Geist gibt dem Fleische zu viel Freiheit und macht die Leute wild; was die falsche Freiheit aus Frankreich in die Welt hinausposaunt, posaunt dieser Geist den Kindern Gottes vor. Ich kann nicht helfen, ich klopfe sie alle im Namen Jesu, die *σαρκικοι*!" Dem plymouthischen Geiste war er schon darum abgeneigt, weil derselbe

geradezu bezaubernd auf die jungen christlichen Offiziere wirkte. „Alle unsere angloindischen Brüder werden, sobald sie nach Hause (England) kommen von den Plymouthern angezogen wie durch einen Wirbelstrom. Dann aber interessiren sie sich nicht mehr für die Heidenmission, und predigen alle einander an.“ Vom Predigtamte aber hielt er sehr hoch und mochte dessen Würde nichts vergeben. Wenn ihn damals ein Freund von Talatscheri besuchte und er diesen aufforderte, für ihn die Predigt zu übernehmen, konnte er auch herzlich bitten, doch ja den Kirchenrock anzuziehen; die Predigt falle doch etwas anders aus, als in weißer Jacke.

Ueber den eigenthümlichen Standpunkt, den Hebich in kirchlichen Dingen einnahm, wäre hier der Platz, noch Ein und Anderes zu sagen. Doch wozu ins Einzelne eingehen? Natürlich folgte er darin mehr seinem subjectivem Gefühl, wie es vom Drang des Augenblicks bestimmt wurde, als festen Normen. So tauft er z. B. auch Katholiken, die zu seiner Gemeinde übertreten, „wenn sie es zu ihrer Beruhigung wünschen“; und er rechtfertigt dieses Vorgehen als eine Repressalie gegen die römische Kirche, die ja in ganz Indien mit protestantischen Convertiten es ebenso halte. Es that ihm sehr wehe, als dieses Ausschreiten vom altkirchlichen Brauch ihm durch die Oberen niedergelegt wurde; doch fügte er sich, nicht ohne im Stillen Dissenters und Schotten zu loben, die sich solcher Rücksichten frischweg entschlagen.

Die Predigt richtete sich zunächst an das Tamilgemeinlein, „damit es wachsen möge beides an innerer Kraft und an Zahl.“ Nur selten gelingt es, von den Malayalen einige zu taufen, wie den Najerjüngling Krischna, damal 18jährig, seinen Timotheus, den er zu weiterer Ausbildung noch auf einige Monate nach Talatscheri sandte, dann aber zurückrief, um ihn als Dolmetscher zu gebrauchen. Denn im Armenhause gab es noch mehr zugängliche Malayalen, denen nun täglich eifrig gepredigt, von denen auch etwelche getauft wurden. „Freilich ist da nichts, was dem Menschen gefallen will.“ Eine Malayalamschule aber füllte sich bald mit 100 und mehr Kindern, durch die ein Eingang zu dem Volk des Landes vorbereitet wurde.

Eine andere Predigtstätte war das Lager des 36. Regiments geworden; jeden Abend sprach er dort das Wort im Freien vor der Hütte eines oder des andern Gemeindeglieds, wobei die übrigen

Christen den engern Kreis bildeten, um welchen sich beliebige Zuhörer aus allen Klassen schaarten. Dazu kamen dann dreimal in der Woche Versammlungen bei freisinnigen Portugiesen, deren erster, Hauptschreiber am Zahlamt, seinen geräumigen Hof hergab und zugleich den Dolmetscher machte, während auch Indobriten und Engländer sich einfanden. „So predige ich zwei- bis dreimal des Tags, und rede außerdem mit Einzelnen zu Hause und draußen, so daß die Predigt fortgeht vom Morgen bis in die Nacht hinein. Und da ich gar lebhaft rede, so kostet mich eine Unterredung fast eben so viel physische Kraft als eine Predigt. Brauche dann auch Zeit mich zu sammeln; daher verschwindet denn alle Lust zum Schreiben."

„Im Gemeinlein geht es oft gar armselig her, wie es bei Kindlein zu gehen pflegt: das Eine fällt, das Andere steht wieder auf; jener ist hartnäckig, dieser beugt sich wieder. Aber mitunter offenbart sich auch unter uns die Herrlichkeit des Sohnes Gottes voller Gnade und Wahrheit. Alle die ich früher ausgestoßen habe, sind reumüthig zurückgekehrt bis auf einen, der davonlief. Die meisten kamen aus der Trunkenheit heraus, da will nun der Teufel den und jenen zum alten Koth zurückführen; ein paar hinken. Jetzt, im Monsun, kommen nur die fleißigeren zum Gottesdienst, so muß ich bei den andern in allem Regen herumlaufen, daß ich zu keiner Ruhe komme; die Arbeit liegt aber vor mir und ich kann nicht anders.

„Noch selten gelingt mir eine fließende Predigt unter ihnen; ich muß immer durch Fragen zu weiterem Verständniß helfen. Unser Kapellchen ist einfach und niedlich; zur Linken sitzen auf Matten die Weiblein mit ihren Kindern (die mitunter während des Gottesdienstes ihre jammernden Stimmlein hören lassen, — mögen sie zum himmlischen Vater dringen!); zur Rechten die Männer auf Bänken; weiter hinten die Indobriten. Ich stehe vor dem mit weißem Tuch bedeckten Tisch gerade unter dem Känzelchen. Mir zur Rechten Aaron, der meine kanaresischen Worte in Tamil wiedergibt, zur Linken der Schulmeister A., der mein Singer und Lehrer ist. Die Kanzel besteige ich nur, wenn ich englisch predige, an Tagen da der Kaplan Kalikut oder Talatscheri besucht.

„Einen andern Predigtplatz fand ich in den Ochsenlinien bei den Artilleristen; die Kanonen werden nämlich hier von Ochsen gezogen. Unter den Ochsentreibern ist ein (in Haiderabad getaufter)

Unitarier, dessen Frau zuerst zu mir kam und dann ihren Mann schickte; nachdem ich ihm Christum verkündigt und ihn aufgemuntert hatte, besuchte ich ihn auch. Seine Hütte war zu klein, um etwas drin anfangen zu können, und in der Regenzeit thut sichs nicht im Freien zu stehen. Um mir nicht Ungelegenheiten zuzuziehen, beschloß ich, seinen Vorstand, den europäischen Konduktor, einen Katholiken, aufzusuchen; und wie verwunderte ich mich, als der mir gleich sein Haus mit größtem Vergnügen zum Predigtplatz anbot: 'Wann wollen Sie eine Versammlung halten?' — 'Jetzt sogleich,' war meine Antwort. So wurde denn in voller Freudigkeit mit einigen Leutlein angefangen, die herzukamen, meist Heiden und Römische, die der Teufel wieder abwendig zu machen sucht. Doch die Arbeit ist nimmer umsonst im herrlichen Namen Jesu; diese Unitarier durfte ich am 18. Juli taufen.

„Die Mapillas zu besuchen, ein freches Volk von Muselmanen, habe ich noch keine Freudigkeit; einer von ihnen besuchte mich jeden Tag, dem ich gewaltig gepredigt habe. Seit ich aber zum Christwerden zurede, bleibt er aus, wollte wohl nur ein Dienstchen haben, den Bauch zu füllen.

„Nun sollte ich hier Malayalam, Tamil und Portugiesisch sprechen, aber von allen drei kann ich nichts. Doch der Herr gibt mir Zungen durch Andere, und finde kein Hinderniß. Meine Zeit ist so mit dem Praktischen angefüllt, daß aller guter Wille zum Sprachenlernen wohl nur guter Wille bleiben wird. Dazu ist auch mein Kopf schon ein alter." Da man Hebich vorgerückt hatte, seine Unbekanntschaft mit den Landessprachen dürfte doch auch für ihn eine Versuchung sein, sich mehr als andere mit Engländern abzugeben, prüfte er sich ernstlich darüber und beschloß nur um so mehr sich den Eingebornen zu widmen. Noch im Oktober hatte er bei keinem Offizier seinen Anstandsbesuch gemacht. Blos eine Familie trat ihm näher; ein ausgezeichneter Pferdeliebhaber und gutmüthiger Riese, der Hauptmann B., der seine Freude dran hatte, wenn Hebich ihm mit seinen knocks (Hieben) tüchtig zusetzte; er starb bald darauf, wirklich bekehrt, zum großen Troste seiner ihm in geistlichen Dingen vorangeschrittenen Gattin. — Hebich ließ übrigens sich einmal auf einem großen Bogen die nöthigsten Formen malayalischer Grammatik von einem Freunde zusammenstellen, um „zur rechten Zeit" einen Anlauf zu nehmen; sie kam aber nie. „Ich bin froh an den

Zungen, die ich mir heranbilde; so gehts erträglich und wird noch besser kommen. Aber zum eigentlichen Lehren passen meine Leute noch nicht. Ich bin daher so angebunden, daß ich nicht einmal wage, den kurzen Weg nach Talatscheri zu unternehmen, weils mich in meiner Arbeit zurückbringen würde. Gienge ich jetzt weg, so würde bald Alles zusammenfallen."

„Daß ich etwas schnell taufe, hat schon bei Brüdern Anstoß erregt. Mir scheint aber, da wo wirklich eine Gemeinde und ein Hirtenamt vorhanden ist, das raschere Taufen wirklich bei weitem das Bessere. Denn 1) die Leute entscheiden sich; 2) die Taufe gibt etwas; 3) das heilige Abendmahl gibt etwas; 4) die Gemeinschaft gibt etwas; 5) dabei hat dann das Wort stärkern Einfluß. Wer die Taufe verlangt, hat eine Ursache; ists blos Fleisch, so kann das leicht erkannt werden; ist ein Verlangen des Geistes dabei, so sollte das in der Frische gestärkt werden. Ueberpaßt man die Zeit, so wird der Mensch wieder lau, steht zwischen Zweien; ein ungetaufter Heide muß doch irgendwie Freundschaft halten mit seiner Kaste, d. h. mit dem Teufel, sonst wird er ausgeschlossen und hat dann dasselbe zu leiden wie ein Christ, aber ohne die Gnadenmittel. Die natürliche Folge ist, daß er rückwärts geht; ich habe hier einen, der schon in der Kirche stand zum Empfangen der Taufe; da sie ihm aber plötzlich versagt wurde (ich will darüber nicht richten), will er gar nichts mehr vom Christenthum hören. Wer kann nun einen solchen in die Zucht nehmen? Ist er aber getauft, so geht das Wort der Zucht gewaltig durch. Ohne Mißgriff wirds freilich auf beiden Seiten nicht abgehen; was aber dem Geiste Gottes gemäßer sei, darüber habe ich keinen Zweifel. Wenn ich den ungeheuren Haß der Heiden gegen das Christenthum sehe, so muß ich mir sagen, daß die, welche die Taufe wollen, so schwach sie sein mögen, eben doch die Erwählten Gottes unter diesem Geschlechte sind."

Dazu bemerkte Mögling: „Was in Indien gefehlt hat, ist die innige Lebensgemeinschaft der Missionare mit den Getauften. Wenn diese da ist, dann getauft zu Dutzenden und Hunderten!"

Ueber einen sehr heiklen Punkt, in welchem Hebich gewiß nicht immer das rechte Maaß einhielt, wenn er auch im Princip recht hatte, spricht er sich sodann mit seiner gewöhnlichen Offenheit also aus: „Ferner sage ich offen, daß ich solche Leute, Tamil-Vagabunden u. s. w., die meist sehr arm sind und aus großem Verderben heraus-

kommen, oft bis zu Halbmenschen heruntergedrückt sind, mit irdischen Mitteln unterstützen muß, wenn ich rechte Zucht an ihnen üben will. Der HErr gibt meinem Innern gutes Zeugniß dafür. Ich kündige den Leuten Vergebung im Namen Jesu an, und kann nicht, wenn sie mich in ihre Sünden, Schulden und Nöthen hineinsehen lassen, mein Herz dagegen verschließen. Ich klagte meinem lieben Freunde Oberst Bell meine Noth, der gab mir für diesen Zweck 225 Rupies, die ich daher nicht in die Rechnung aufgenommen habe. Einiges, wie Kleider, Kost während des Unterrichts ꝛc., wird geschenkt, anderes geliehen, wenn z. B. der Gläubiger drängt, was dann natürlich nur sparsam und langsam eingeht. So habe ich einen hoffnungsvollen Jüngling, der sonst fortziehen müßte, um 5 Rupies eingelöst; ich hoffe, daß er ein Licht werden wird. Hätte ich Zeit, Ihnen alles zu sagen, Sie würden wohl einen bessern Begriff von meinem Treiben bekommen. Freilich mag dieses bei Manchen unter die Hechel kommen, woran man sich eben aus Noth gewöhnen muß. Es ist ein anderes Ding, etwas zu meinen, und ein anderes, in einer besondern Arbeit zu stehen. Beten Sie für mich, daß ich ein Licht in Jesu und nicht selbst Finsterniß sein möge; denn es sind Gewalten zu überwinden, denen allein die Auferstehungskraft Christi gewachsen ist. Wie ist mir so bange, sagte der Meister selbst! Beten Sie also für uns, die wir oft schwer angefochten sind, damit unser schwacher Glaube nicht aufhöre!"

Es kam nun schon zur ersten der vielen fast alljährlichen Trennungen von Gemeinlein in denjenigen Regimentern, welche Kannanur zu verlassen hatten. Das 36. Regiment M. N. J. (Eingeborne Infanterie von Madras) ward nach China beordert, es begab sich vorläufig (19. November 1841) nach Welur. Damit schieden auf Nimmerwiederkehren 20 Erwachsene und 10 Kinder aus der Gemeinde; einige aber haben die schriftliche Verbindung mit ihrem ersten Hirten bis zum Tode fortgesetzt, und ein kleines Anlehen, das einer mitgenommen, wurde, nachdem es bereits vergessen war, mit Zinsen zurückbezahlt. — Zunächst schrieben sie, wie man es von kaum entwöhnten Säuglingen erwarten mußte: sie hatten eben niemand, zu dem sie mit allen ihren Anliegen kommen konnten, keinen, der ihnen zugleich Vater und Mutter wäre; es fehlte ihnen überall. Die Cholera ist auf dem Marsch bei ihnen eingekehrt, da haben sie tüchtig beten gelernt. Eine von Hebich getaufte Tamilfrau, die

Gattin eines Tambours, ist an der Seuche gar selig entschlafen, gleich nach der Ankunft in Welur. Das machte große Freude; aber wie wurde sie gedämpft, als dann der Tambour zwei Tage darauf eine schmucke Katholikin heiratete, und ihretwegen selbst zu den Römern übergieng! — Weiter kommen sie nach Madras, und die Weiber, die nur Tamil verstehen, treten zum erstenmal scheu und nach Anschluß suchend in die Kirche von Weperi. Aber die „Malabar; Kastenchristen", denen sie sich nähern wollen, wiesen sie barsch zurück; und nun erst merken sie, daß es auch evangelische Christen gibt, welche ihre Kaste wie ein Heiligthum bewahren. Hier halten sie es nicht aus und versuchens dann bei der Londoner-Mission, wo sie auch freundliche Aufnahme finden. Der dortige Miss. Leitch schrieb (Nov. 1843), wie die lieben Seelen in diesem Regimente, während der Zeit, da er sie unter seiner Pflege hatte, ihm viel Grund zum Dank gegen Gott gegeben haben, der ihnen seine Gnade in mancherlei Weise erzeige. Aber schon sollen sie von dort weiter ziehen nach Widschajanagaram! Wir können die Schicksale solcher Kirchlein in den Regimentern, die Kannanur verließen, nicht weiter verfolgen; das Beispiel mag andeuten, mit welch lebendiger Theilnahme Hebichs Herz ihnen von Ort zu Ort nachfolgte, wie er mit Gebeten und Briefen ihnen nachgieng, wohin sie auch verschlagen wurden.

Gegen den Jahresschluß war die Besetzung von Kalikut, der Hauptstation Malabars, ein Gegenstand vielfacher Berathungen geworden. Einerseits wurde Hebich aufgefordert, dort an einem neuen Anfang sich zu versuchen; er selbst aber wollte nicht, sondern redete Gundert zu: „Du gehst in Gottes Namen mit Frau und Kindern und Mädchenanstalt nach Kalikut, und läßt das deine Residenz sein; in diesem Falle würde ich in Gottes Namen Andscharakandi übernehmen." Der Kommittee schrieb er: „Wenn nach Gottes Rathschluß irgend eine Veränderung mit mir geschehen sollte, seien Sie darauf bedacht, womöglich einen Theologen, der aber in der Seelsorge und Bekanntschaft mit Landessitte kein Neuling sein darf, oder doch einen solchen gebildeten Bruder zu wählen, der eine eifrige Predigergabe hat. Kannanur ist im Allgemeinen fürs Reich Gottes wichtig (nicht gerade für die Provinz), weil es ein gottloser Ort ist, angefüllt mit allerlei Gesindel, nicht expreß Heiden und doch Heiden; ein schrecklicher Mischmasch. Im Falle hier kein christlicher Kaplan ist, öffnet sich auf einmal ein ungemein nützliches Arbeits-

feld. Ich bitte Sie demüthig, sich dieses als eine Notiz für kommende Zeiten lebendig in Bereitschaft zu halten. Nicht als ob ich an Weiteres dächte; ich bin voller Freudigkeit in meiner Arbeit und könnte jetzt meinen Posten unter keiner Bedingung verlassen; denn der Herr hat hier ein Werk vor."

Daß dies wirklich der Fall war, sollte sich im Verlauf der 18 Jahre, die er hier zubrachte, zur Genüge zeigen.

Die Aussichten des Evangeliums in Japan.

Ueber die Fortschritte der Mission in jenem Inselreiche Ostasiens genaue Kunde zu erlangen, hält etwas schwer. Das Beste darf man oft nicht sagen. Einem nach Amerika zurückgekehrten Missionar aber, der eine Zeitlang in Japan gearbeitet hatte, verdanken wir folgende Mittheilung,*) die vielleicht nur zu früh veröffentlicht worden ist.

„Die gebildeten Japanesen lernen chinesisch lesen und schreiben, obgleich sie es nicht sprechen, und da bis jetzt noch keine Uebersetzung der heiligen Schrift ins Japanische gemacht wurde, haben die evangelischen Missionare sich aus China Bibeln und andere christliche Schriften kommen lassen, als das beste ihnen für den Augenblick zu Gebot stehende Mittel, die Wahrheit zu verbreiten. Die meisten dieser Bücher sind an Personen verkauft worden, die sie entweder für sich selbst oder für ihre Freunde begehrten.

„Auf diese Weise sind viele chinesische Bibeln in die Hände der aufgeklärten und gebildeten Eingebornen gekommen und haben von den dem Verkehr mit den Fremden geöffneten Hafenplätzen aus ihren Weg an weit entlegene Punkte des Landes gefunden. Die Folge davon ist, daß Etliche, die das Wort Gottes — wenn auch nicht in ihrer Muttersprache — gelesen haben, zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen sind und an Jesum Christum glauben. Noch ist das alte japanische Gesetz, das auf das christliche Bekenntniß die Todesstrafe setzt, nicht abgeschafft, aber trotz dem hat das geoffenbarte Wort inmitten und trotz aller ihm entgegenstehenden Hindernisse seine Gotteskraft bewährt.

*) Missing Link Magazine June 1869.

Dynastie Trawankors verwandt ist. Eifersüchtig auf den Glanz des Kalikut-Radscha, gestattete er den Portugiesen mit Freuden eine Niederlassung in seinem Reich; wie dieselben im Süden von Kalikut Kotschi zum Sitz ihrer indischen Herrschaft machen durften, so im Norden Kannanur wenigstens zu einer Faktorei. Der erste Vicekönig F. Almeida baute dort 1505 auf dem felsigen Vorsprung, welcher die kleine Bucht von Norden her schützt, ein Fort, (die Frankenfeste, parangikotta) welches unter wechselnden Schicksalen bis 1663 den Portugiesen verblieb, dann aber, nach dem Falle ihrer übrigen Burgen in Malabar, von den Niederländern erobert wurde. Ph. Baldäus hat daselbst (Februar 1663) die erste holländische Predigt gethan, den Sieg des Protestantismus und die Vertreibung der Portugiesen aus Malabar zu feiern.

Oestlich und südlich vom Fort erstreckt sich am sandigen Ufer hin die enggebaute Handelsstadt mit schmutzigen Gassen und soliden Häusern, die am Südende in die elenden Hütten des Fischerdorfs Tai übergeht. Ihre Hauptbevölkerung besteht aus den Muhammedanern der Küste, den sogenannten Mapillas, deren oberster Kaufherr, das Haupt der Mamali- oder Arakal-Familie, seit drei Jahrhunderten sich zu fürstlichem Rang und Reichthum erhoben hat, wie er denn oft den Kolattiri, mit dem er in losem Lehensverbande stand, nicht ohne Glück bekriegte und am Ende auf gleichem Fuß mit ihm verhandelte. Diese Familie, in ihrem alten ummauerten Palaste, dem Mittelpunkt aller muhammedanischen Bestrebungen und Intriguen, half mächtig zur Eroberung Malabars durch Haider Ali im Jahr 1766, und verschwägerte sich sogar mit seinem Sohne Tipu, unter welchem der Islam durch schauerliche Gewaltthaten im ganzen Lande herrschend wurde.

Das nahe Talatscheri aber, seit 1687 vom Kolattiri den Engländern als Factorei eingeräumt, wurde nun der Zufluchtsort der Hindus. Mit ihrer Hilfe bestand es eine jahrelange Belagerung der muhammedanischen Heere; von hier aus wurde auch 1782 die Festung Kannanur erobert und nach kurzer Abtretung an Tipu zuletzt endgiltig von den Briten besetzt, 1791. Nachdem durch den Frieden von Sirangapatnam 1792 ganz Malabar britische Provinz geworden, blieb die Civilverwaltung in Talatscheri; Kannanur aber mit der einzigen Festung des Landes wurde nun zur Militärstation des Westens erhoben.

VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset
Balance Focus
Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com